

Unsere Flucht aus Lotterbach im ostpreußischen Ermland nach Eiserfeld im Siegerland in den Jahren 1945/46

Der Zeitzeuge Bruno F. floh zusammen mit seiner Familie aus dem ostpreußischen Lotterbach¹ vor der sowjetischen Armee nach Pommern. Dort versteckten sich die Familie und andere Mitflüchtlinge für zehn Wochen in einem Wald, wo sie aus einem See tranken, in dem sich die Wildschweine suhlten. Mehrmals sind die einer Entdeckung durch die sowjetische Armee entgangen. Der Bericht setzt an der Stelle an, an welcher die Gruppe ihr Versteck verlässt. Die Flucht geht weiter in Richtung Berlin.

1.0

Nicht weit vom Walde fanden wir einige kleine Häuser, die nicht bewohnt waren. In diese sind wir nun zuerst eingezogen. Es war schon Ende Mai und das Pfingstfest vorüber. Da kam eines Tages ein Wanderer vorüber, der mit einem Josef L. aus dem Kreise Braunsberg² zusammen gewesen war und von dem er sich vor einer Stunde getrennt hatte. Josef L., war ein guter Bekannter unserer Familie. Ich bin nun sofort auf die Suche nach ihm gegangen, habe ihn nach einigen Stunden auch gefunden und ihn zu uns mitgenommen. Doch wie sah er aus! Er war früher ein wohlhabender Landwirt, nebenbei Rendant der Lichtenauer Spar- und Darlehnskasse und der letzte Amtsvorsteher des Amtsbezirks Lichtenau³. Jetzt hatte er einen uralten, zerrissenen langen Rock an, eine viel zu kurze, ebenfalls zerrissene Hose, keinerlei Fußbekleidung, auf dem Rücken einen Sack und darin ein Paar alte Damenschuhe und eine ihm viel zu kleine Mütze. Mit einem langen schwarzen Vollbart hatte ich ihn fast gar nicht wiedererkannt – war er doch früher immer glatt rasiert gewesen.

Ich will nun kurz seine Erlebnisse schildern, zumal er sich von Ende Mai bis Mitte August in unserer Familie aufgehalten hatte. Er war auch mit einem Treckwagen in ein pommersches Dorf nahe der Ostsee gekommen und dort von den Russen überholt worden. Er wurde von den Russen eingesperrt, doch nach drei Tagen wieder entlassen. Jetzt fand er seine Frau und Tochter mit dem Wagen nicht mehr, denn diese hatten das Dorf räumen müssen. So ging er auf die Suche nach den Seinen, aber leider ohne Erfolg. Er wurde wieder von den Russen aufgegriffen und einem Arbeitskommando zugeteilt, das Eisenbahnschienen aufnehmen musste. Dies war an verschiedenen Stellen die erste Maßnahme der Russen: entweder wurde die Strecke, die früher zweigleisig war, eingleisig gelassen oder ganz fortgenommen.

¹ Ort in Ermland. Heutige in der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren befindlich. Polnischer Name: Niedbałki

² Die Stadt Braunsberg war Kreisstadt des gleichnamigen Kreises. Die heutige Stadt liegt in der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren und trägt den Namen Braniewo. Heute befindet sich diese Stadt unmittelbar in der Nähe der Polnisch-Russischen Grenze.

³ Lichtenau war eine Gemeinde im Landkreis Braunsberg. Seit 1945 gehört das Dorf zu Polen und trägt den polnischen Namen Lechowo.

Zehn Tage blieb er bei diesem Kommando; dann ging er eines Nachts mit anderen stiften. Einen ganzen Tag hat er in einem Erlenbruch zwischen den Nesseln gelegen, um von den Russen nicht entdeckt zu werden. In der ersten Zeit danach war er immer sehr unsicher, zumal ihn die Russen schon registriert hatten. Seine Frau und Tochter hat er erst nach Jahren gefunden. Sie sind von Pommern noch einmal in ihr ostpreußisches Heimatdorf gekommen. Als sie zuhause ankamen, hat sie ihr Jagdhund begrüßt. „Und im Winter war er uns ein guter Braten“, schrieb seine Tochter.

Zehn Minuten von unserem jetzigen Aufenthalt entfernt waren ein Elektrizitätswerk und ein großer Stausee. Hier lebten noch deutsche Angestellte mit ihren Familien, welche die Russen dagelassen hatten, damit das Werk weiter instandgehalten wurde. Die deutschen Familien hatten auch noch zwei Kühe und nun konnten wir jeden Tag für meine lungenkranke Schwester, die nach einer noch nicht ausgeheilten Lungenentzündung auf die Flucht musste und der es gesundheitlich gar nicht gut ging, etwas Milch bekommen. Ein weiteres Zusammenleben von 80 Personen war nun nicht mehr günstig. Mit meinem neu hinzugekommenen Freund Josef L. haben wir nun für unsere Familie in Versin, einem in der Nähe gelegenen Dorf, auf einem kleinen Abbaugehöft Quartier gefunden

Wir wurden von der Bauersfrau, die mit ihrer Tochter noch dort wohnte, gerne aufgenommen, besonders da wir noch zwei Pferde hatten und ihnen in der Wirtschaft helfen konnten. Fast alle Pferde aus dem Dorf, mit Ausnahme von einigen ganz alten Kleppern, hatten die Russen schon fortgenommen. Not haben wir hier nicht gelitten, doch bald hatten die Russen gemerkt, dass hier noch Pferde sein mussten. Sie hatten gesehen, dass mein Freund L. mit einem auf dem Felde gearbeitet hatte. Nun kamen sie und nahmen das eine Pferd gleich mit, wussten aber nichts von dem Zweiten. In diesem Dorf lag ein Kommando von acht Russen, die aber mit den vier aus dem Walde nichts gemeinsam hatten. Bald kam in diesem Dorf auch so eine Art Organisation zustande. Es wurde ein kommunistischer Bürgermeister eingesetzt, der früher Arbeiter auf dem Gut gewesen war. In Hinterpommern gehörte fast zu jedem Dorf ein großes Gut, oder vielmehr zu jedem Gut gehört ein Dorf. Jetzt begann die Heuernte, wozu auch ich herangezogen wurde. Doch bald schickte mich der Bürgermeister in die abseits vom Dorf gelegene Mühle, um dem Müller bei der Heuernte zu helfen. Mit diesem habe ich mich sehr gut verstanden und bekam von ihm auch genügend Mehl für unsere Familie. Da ich ja noch das Jagdgewehr im Walde versteckt hatte, holte ich mir dieses und habe dann trotz der Russen zwei Rehböcke geschossen. Einen Halben erhielt der Müller. Es war nicht so gefährlich, wie es den Anschein hat, denn am späten Abend oder in der Frühe traf man im oder am Walde keine Russen an. Es fielen wohl öfters Schüsse, doch waren es immer deutsche Zivilisten, die auf Tour waren. Einmal bin ich mit einem einheimischen Bauern gegangen, der einen kapitalen Rothirsch gestreckt hat. Die Russen fühlten sich in der Dunkelheit durchaus nicht sicher und huldigten lieber dem „Sprit“. Da die Brennerei wieder in Betrieb war, gab es für sie auch Fusel in Hülle und Fülle. Bisher war in diesem Dorf nur ein einziger Pole. Dieser erfuhr, dass wir noch ein Pferd hatten, und holte es uns dann auch noch fort. Er hat damit aber auch kein Glück gehabt, denn er musste es gleich den Russen überlassen.

In dieser Zeit wurde Tante Lotti krank. Sie bekam starke Schmerzen in den Beinen und Füßen, so dass sie fast ganz gelähmt wurde. Nun fuhren in der Gegend zwei angebliche Ärzte herum, die ich eines Tages in der Mühle traf. Ich fragte sie, ob sie nicht zu einer Kranken kommen möchten, wozu sie auch gleich bereit waren. Ich setzte mich zu ihnen auf den Wagen, und so waren wir bald zur Stelle. Tante Lotti (damals ca. 30 Jahre alt) lag mit etwa 40 Grad Fieber zu Bett. Einer der „Ärzte“ hielt sie nun fest, während der Andere an den Füßen zog und die Beine gerade reckte und

massierte. Die Kranke hat dabei geheult wie ein kleines Kind. Ich stand dabei und wusste nicht, ob ich weinen oder lachen sollte. Von den Unsrigen war gerade niemand anwesend; meine Frau, meine Schwester und die Mädels waren ausgegangen, um Pilze zu suchen.

Ein zweites Mal sind diese Ärzte nicht mehr gekommen. Es stellte sich später heraus, dass es überhaupt keine Ärzte waren, sondern ehemalige Zuchthäusler, die wegen krimineller Vergehen im Zuchthaus oder Konzentrationslager saßen und durch den Einzug der Russen freigeworden waren. Sie hatten sich als Ärzte ausgegeben (vielleicht sind sie einmal Sanitäter gewesen) und von den Russen die Erlaubnis erhalten, ihre Kunst auszuüben. Ja, Frechheit siegt, besonders in der damaligen Zeit und unter diesen besonderen Umständen! Wir erfuhren nun, dass in jeder Woche einmal eine Krankenschwester von Stolp bis zur Mühle kam. Wir haben dann unsere kranke Tante Lotti auf eine Schubkarre gebettet und ich bin mit ihr bis zur Mühle gefahren. Es war Ende Juni, und ich habe tüchtig schwitzen müssen. Geholfen hat allerdings die Behandlung von der Schwester auch nichts, und Tante Lotti musste weiter mit großen Schmerzen zu Bett liegen.

Mit Josef L. und meiner Frau überlegte ich schon seit längerer Zeit, wie es möglich wäre, bis über die Oder zu gelangen. Für uns wäre es irgendwie gegangen, wenn auch nur zu Fuß. Wir konnten aber nicht meine kranke Schwester mit den Mädels und die fast ganz gelähmte Tante Lotti zurücklassen. Ohne uns wären sie gänzlich hilflos gewesen. Ich ging also zuerst einmal mit meinem Waldkameraden Hans P., der nicht weit von uns Quartier hatte, nach Stolp, um zu sehen, ob man von dort mit der Bahn in Richtung Berlin fahren konnte. Bis Stolp waren es von Versin ca.30 Kilometer. Schwierig war dabei aber, sich nicht von Polen oder Russen aufgreifen zu lassen, wusste man doch nie, was von diesen zu erwarten sei. Jeder Deutsche war ja in jener Zeit Freiwild und ist es teilweise auch heute noch in den von den Polen besetzten Gebieten.

Als wir eine Stunde marschiert waren, begegneten uns zwei Männer, die gerade von Stolp zurückkamen. Der eine von ihnen war ein katholischer Pfarrer aus dem Ermland⁴. Seinen Namen und den Ort, wo er früher gewirkt hatte, habe ich leider schon vergessen. Diesem Priester war es in Stolp besonders schlecht ergangen. Die Polen hatten in Stolp ein Massengrab⁵ entdeckt; angeblich sollten die bösen Deutschen eine Menge Polen dort umgebracht und verscharrt haben. Es ist nun immer so, dass derjenige der Schuldige ist, der sich nicht wehren kann. So hatten sie den Pfarrer gezwungen, in das Grab zu steigen und die Leichenteile abzuwaschen und zu säubern. Er konnte Gott danken, dass sie ihn danach wieder laufen ließen. Wir dachten nun, wie wird es uns auf dieser Tour ergehen?

Tatsächlich wurden wir unterwegs von jungen Polen mit Armbinde und Schießprügel, die fast länger als sie selbst waren, festgenommen. Wir konnten leider nichts dagegen machen, war doch in der Nähe eine polnische Wachstube, von wo aus diese Vorgänge beobachtet werden konnten. Was wir an Papieren hatten, mussten wir abgeben und dann brachten uns die Polen auf die russische Kommandantur, die ebenfalls ganz in der Nähe war. Es war gerade in der Mittagspause und wir durften uns in den Schatten setzen und warten, bis der russische Kommandant erscheinen würde, der dann entscheiden sollte, was mit uns weiter zu tun sei. Nach einer Stunde kam denn auch ein russischer Offizier auf einem Rappen angesprengt und wir beide mussten dann

⁴Ein Teil Ostpreußens. Dieser Teil blieb als einziger im protestantischen Ostpreußen katholisch.

⁵ Hierüber wurde bei den Recherchen nichts gefunden.

auch gleich bei ihm antreten. Mein Kamerad beherrschte zum Glück einigermaßen die russische Sprache, denn er hatte während des Ersten Weltkrieges fast vier Jahre lang Umgang mit russischen Kriegsgefangenen in der väterlichen Wirtschaft gehabt und von diesen als damals 12-14-jähriger Junge allerhand gelernt. Er erzählte nun dem Offizier, dass wir nach Stolp wollten, um uns dort Ausreisepapiere zu verschaffen, dass uns aber die Polen verhaftet und hierhergebracht hatten. Dann bat er darum, uns weitergehen zu lassen, da wir noch kranke Familienmitglieder zurückgelassen hätten, die sehr auf uns warten würden. Der russische Offizier war sehr anständig, gab uns sofort die Scheine zurück, die uns die Polen abgenommen hatten, tippte mit dem Finger an die Stirne, wobei er bemerkte „Pollak⁶ verrückt" und ließ uns ruhig weiterwandern. In Stolp waren sehr viele Polen, man sah das an den vielen rotweißen Fähnchen, die überall ausgehängt waren, doch sind wir nicht besonders belästigt worden.

Wir haben bei bekannten Deutschen übernachtet. Es sah sehr schlecht aus, eine Genehmigung zur Abreise zu erhalten, wenigstens in diesen Tagen. Jetzt wollten wir Ausschau halten, wie es in Stolpmünde⁷ (22 Kilometer nördlich) an der Ostsee aussah. Vielleicht konnte man von dort mit einem Schiff fortkommen. Auch hörten wir, dass in Stolpmünde noch wenig Polen sein sollten. Wir kamen auch gut hin, aber alle Häuser waren schon von Polen besetzt und an eine Weiterfahrt per Schiff war gar nicht zu denken. So wanderten wir also die 22 Kilometer zurück und kamen am späten Abend hundemüde wieder in Stolp an. Wir hatten an diesem Tage über 50 Kilometer mit der Lauferei in Stolp und Stolpmünde zurückgelegt und schliefen in der Nacht wie die Murmeltiere. Am nächsten Tag gingen wir wieder ergebnislos zu den Unsrigen zurück. Wir hatten in Stolp aber wenigstens festgestellt, dass man zu einer Ausreise bis Berlin pro Kopf 190 Zloty benötigte. Woher aber diese nehmen? Auf unserem Wagen hatten wir noch immer eine Pelzdecke und den großen Fahrpelz, auch waren noch ein Pelz und einige andere Sachen im Wald versteckt, damit wir immer noch etwas besaßen, wenn uns die Russen alles andere fortnehmen würden. An diesen Sachen hatten die Russen wenig Interesse – dafür die Polen umso mehr. Aus Stolp kamen öfters Polen und mit ihnen zwei deutsche Kommunisten, die mit den Polen gut Freund waren, um an dem Stausee zu fischen. Der eine Deutsche wollte mir nun Pelz und Pelzdecke in Stolp veräußern. Er rechnete, dass er dafür 3000 Zloty bekommen würde; der dritte Teil sollte für ihn selbst sein. Wie vorauszusehen war, habe ich weder Pelz noch Pelzdecke noch einmal zu sehen bekommen. Er gab an, die Russen hätten ihm beides weggenommen. Eine Hoffnung war somit wieder dahin! Mein Freund Josef L. und ich gingen jetzt in unsere „Siebenwochenschlucht" und holten den dort versteckten Pelz. Mit diesem ging L. nach Stolp, und es ist ihm durch Vermittlung eines einheimischen Försters auch gelungen, den Pelz für 1500 Zloty zu verkaufen. Zwar fiel uns jetzt ein Stein vom Herzen, doch was fehlte noch alles bis zur Abreise! Wir hatten ja noch nicht einmal die erforderlichen Papiere! Und das schlimmste war, wie kommen wir mit unseren Kranken die 30 Kilometer bis zur Bahn? Also ging ich wieder mit meinem Kameraden aus dem Rastenburger Kreis nach Stolp. Diesmal haben uns die Polen nicht festgenommen, wir kamen gut an und erhielten auch am anderen Tage ohne besondere Schwierigkeiten die Ausreisegenehmigung. Mein Rastenburger Kamerad und ebenso unser Bekannter aus der Heimat (Clemes B.) wollten auch nach Berlin, aber vorerst ohne ihre Familien. Sie hatten immer noch einige Pferde im Wald

⁶ Der Begriff Polak oder Polaka bezeichnet im Polnischen wertneutral die Bewohner Polens, männlich und weiblich. Wenn allerdings dieses Wort von Deutschen oder Russen, in diesem Falle einem sowjetischen Soldaten benutzt wird, hat es einen pejorativen Klang und kann als beleidigend aufgefasst werden.

⁷ Heute, genau wie Stolp in Polen. Polnischer Name: Ustka.

versteckt und beabsichtigten einem Polen ein Pferd zu geben, der uns alle dafür bis nach Stolp zur Bahn bringen sollte. Vorerst war es aber noch nicht so weit, denn der Pole musste erst noch gefunden werden. Jetzt war auch die Zeit der Getreideernte gekommen. Wir hatten aber keine Lust, uns hierzu einteilen zu lassen. War man erst einmal bei einer Kolonne, so war es schwer wieder davon fortzukommen. Josef L. hatte bei der Suche nach seinen Angehörigen unsere besten Bekannten (K.´s) aus der Heimat in einem Dorf im Kreis Lauenburg angetroffen. Da es mit der Abfahrt Richtung Berlin noch nicht so schnell gehen konnte, beschlossen wir, diese aufzusuchen, damit sie sich evtl. uns zur Abreise anschließen konnten. Dieses Mal kam auch meine Frau mit. Die Kranken konnten wir für einige Tage unbesorgt allein lassen, denn die Bauersfrau und ihre Tochter wollten sich für die kurze Zeit ihrer annehmen. Russen kamen selten her, und Kranke und Kinder hatten auch wenig von ihnen zu befürchten.

Bis zu Familie K. hatten wir nach der Karte ungefähr 35 Kilometer zu wandern. Des Morgens in aller Frühe gingen wir los und kamen am späten Nachmittag auch glücklich an. Zwei Tage sind meine Frau und ich dortgeblieben, während Josef L. weiter nach seiner Frau und Tochter suchen ging. Wir wollten uns nach einer vereinbarten Zeit wieder in Stolp treffen. Familie K. konnten für eine Abreise nichts unternehmen, denn Herr K. lag mit Rheuma krank zu Bett. Sie haben auch fast zehn Jahre zwischen Russen und Polen bleiben müssen, während ihre vier Kinder noch in den Westen gekommen und zum Teil dort verheiratet sind. Fürwahr ein schweres Los von den Kindern getrennt und die ganze Zeit als Kuli⁸ für unsere „Befreier“ arbeiten zu müssen. Meine Frau und ich gingen nun über Stolp nach Versin zurück. In Stolp hatten wir ja schon ein richtiges Absteigequartier bei fünf ostpreußischen Frauen, die für russische Offiziere arbeiten mussten und nicht von Ausländern behelligt werden durften. Josef L. trafen wir nicht an; er kam aber nach einigen Tagen wieder glücklich nach Versin zurück. Auf dem Heimweg wurden meine Frau und ich von vier Russen angehalten. Das erste, was sie sagten, war: „Frau nach Hause“. Also wollten sie nur von mir etwas, und zwar Dokumente. Ich sagte: „Nix Dokumente“; danach sie: „Dokumente Papyros“, also Zigarettenpapier. Ich zeigte ihnen nun meinen Tabaksbeutel, der mit Buchenlaub und anderen guten Sachen gefüllt war, hatten wir doch schon lange keinen Tabak zu sehen bekommen. Sie rochen aber nur daran, nahmen die Peitsche und jagten davon.

Diesmal konnten wir die 50 Kilometer bis nach Versin nicht durchhalten, sondern mussten in einem Dorf bei Deutschen übernachten; unsere Füße waren schon ganz wund gelaufen, hatten wir doch in den letzten Tagen fast 100 Kilometer zurückgelegt. In meinem Leben bin ich nie so viel gelaufen wie in Hinterpommern, auch nicht als Soldat im Ersten Weltkrieg. In Versin wurden wir schon sehr erwartet. Leider war bei Tante Lotti noch immer keine Besserung eingetreten. Trotz der Radikalkur der zwei Pfuscher hatte sie weiter die gleichen Schmerzen. Wir überlegten nun, ob es nicht vielleicht doch besser wäre, zuerst ohne die Kranken und Kinder nach Berlin zu fahren, um zu sehen, wie die ganze Sache vor sich ging und dann die anderen nachzuholen. Meine Schwester hat uns aber gebeten, dies nicht zu tun und so haben wir ihren Wunsch erfüllt, obwohl es nicht ganz leicht war. Nach einigen Tagen kamen unsere Waldkameraden Pichler und Burchert, um mit uns über die Abreise zu sprechen. Beide wollten zuerst ohne ihre Familien fahren. Sie hatten jetzt auch einen Polen gefunden, der sich bereit erklärt hatte, uns alle für zwei Pferde nach Stolp zu bringen. Dieser Pole hat sein Versprechen auch gehalten.

⁸ Abwertend für „Tagelöhner“.

2.0 Aufbruch nach Berlin

Wir waren zu sieben Personen, dann kam noch ein Ackerbürger P. mit zwei Jungen aus Mehlsack⁹ hinzu, der sich auch schon die Ausreisegenehmigung verschafft hatte und noch die beiden Kameraden P. und B., die ohne ihre Familien mitfuhren. Sie haben in Berlin auch ein Notquartier gefunden, da P. dort Verwandte hatte, die ihm behilflich sein konnten. Ihre Rückreise von Berlin nach Hinterpommern ist alles andere als glatt verlaufen und es ist ein halbes Jahr vergangen, bis sie ihre Familien dorthin bringen konnten. Sie haben noch Glück gehabt, dass sie überhaupt zu ihren Angehörigen gekommen sind.

Josef L. ging schon zwei Tage vor unserer Abfahrt zu Fuß los. Er hatte bei seiner Suche nach Frau und Tochter seinen Bruder mit Sohn gefunden und unseren Heimatkollegen Anton L. aus Lotterbach¹⁰, der unweit von Stolp ganz allein in seinem Gummiwagen ohne Räder in demselben Dorf wie der Bruder von Lingk hauste, Wir wollten uns alle an einem bestimmten Tage in Stolp am Bahnhof treffen und gemeinsam abfahren. Aus irgendeinem Grunde, den ich nicht mehr angeben kann, verzögerte sich unsere Abfahrt um zwei Tage und so sind Josef L. und seine Begleiter schon vor uns von Stolp abgefahren, und wir haben außer Ton L. keinen mehr in Berlin getroffen. Ohne die Mithilfe der beiden Kameraden P. und B. wäre es uns auch gar nicht möglich gewesen, bis zur Bahn und in den Zug zu kommen, musste doch die fast gelähmte Tante Lotti immer von zwei Mann unterstützt werden und meine Schwester konnte sich auch nur wenig helfen. Ausgerechnet wir hatten noch das Pech, dass wir den Vormittagszug nicht mehr erreichten. Der Pole (der mit uns fuhr) kannte einen kürzeren Feldweg, auf dem wir nicht so viel Russen begegnen würden. Dies war zwar gut gedacht, erwies sich aber doch als falsch. Wir kamen an eine zerstörte Brücke und mussten einen großen Umweg machen, so dass wir den Zug nicht mehr erreichten. Jetzt mussten wir am Bahnhof auf den Nachmittagszug warten. Belästigt wurden wir dort nicht. Der Personenzug lief pünktlich ein und war auch nicht stark besetzt. Wir kamen in ein leeres Abteil und fühlten uns richtig wohl. Jetzt stellte es sich auch heraus, dass es gar nicht nötig gewesen wäre, Fahrkarten zu kaufen und die Ausreisepapiere zu besorgen, denn kein Mensch hat uns danach gefragt. So manchen Gang hätten wir uns sparen können! Ich konnte sogar noch einen großen Sack mit Betten aufgeben, der aber doch nicht in der Scheune bei Stettin angekommen ist. Die Abfahrt begann gut und wenn es immer so geblieben wäre, hätten wir eine wunderschöne Fahrt gehabt. Aber es ist ganz anders gekommen, und an diese Fahrt wird wohl jeder von uns bis an sein Lebensende mit Grauen zurückdenken.

Gegen Abend kamen wir unbehelligt bis nach Belgard¹¹, und da hieß es: „Alles aussteigen, es geht erst am nächsten Tag um 12 Uhr weiter.“ Die Nacht am Bahnhof war nicht schön, aber noch erträglich. Am nächsten Morgen mussten wir uns vor dem Bahnhofsgelände aufstellen. Immer in kleinen Gruppen, oft auch einzeln, wurden wir von Polen mit russischer Genehmigung zur Arbeit geholt. Um 12 Uhr waren wir aber wieder alle am Bahnhof. Ein vollbesetzter Güterzug rollte dann bald ein, und in diesen mussten wir nun zusteigen. Damit es recht schnell ging, halfen die russischen Soldaten

⁹ Die Stadt Mehlsack war zugehörig zum Landkreis Braunsberg. Der Name Mehlsack hat nichts mit Mehlsäcken zu tun, obwohl die Stadt diese tatsächlich noch immer im Wappen führt. Vielmehr handelt es sich um eine sprachliche Veränderung des pruzzischen Wortes Malcekuke, pruzz. „Gehölz der Unterirdischen“, woraus sich der Name Mehlsack entwickelte. Heute liegt der Ort in der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren und trägt den Namen Pieniężno.

¹⁰ Ort in Ermland. Heutige in der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren befindlich. Polnischer Name: Niedbałki

¹¹ Heute in der polnischen Woiwodschaft Pommern befindlich. Heutiger Name: Białogard.

mit Fußtritten und Schlägen nach. In Stolp war mit uns ein katholischer Geistlicher mit ca. 50 aus dem Westen evakuierten Kindern eingestiegen unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Nun, dieses hat nichts genutzt, eher war das Gegenteil der Fall.

In jeden Wagen stiegen nun vier bis fünf russische Soldaten mit ein und nach kurzer Zeit begann eine systematische Plünderung. Man bekam eine Pistole oder einen Dolch auf die Brust gesetzt und wurde genau untersucht. Mir selbst zogen sie den Rock aus und dabei ging auch meine Brieftasche mit dem meisten Bargeld flöten. Im Allgemeinen hatten sie an Kleidungsstücken, besonders an Mänteln von den Frauen, wenig Interesse. Dafür am anderen Tage die Polen umso mehr. Das Zugpersonal bestand ausschließlich aus Polen und sie fuhren so langsam, dass die russischen Soldaten während der Fahrt nach Belieben ein,- und aussteigen konnten.

Gegen Abend wurde die Fahrt auf einem größeren Bahnhof unterbrochen. Russische Miliz kam jetzt in den Wagen, um nachzusehen, ob sich noch Ausländer bei uns aufhielten. Inzwischen waren die Räuber aber schon ausgestiegen. Die Türen wurden nun von außen zugeschlossen, und so hatten wir endlich für die Nacht Ruhe.

Am Morgen ging es wieder im alten Stile weiter, nur mit dem Unterschied, dass nicht mehr russische Soldaten, sondern Polen die Plünderung fortsetzten. In unseren Wagen kamen ungefähr zehn mit Stöcken bewaffnete Polen, darunter auch einige Mädchen. Letztere zeigten auf die noch vorhandenen Mäntel unserer Frauen. Diese mussten dann die Mäntel ausziehen und den polnischen Weibern überlassen. Einer Frau wurde von einem Polen, weil sie ihren Mantel nicht gleich hergeben wollte, die Pulsader am Handgelenk mit einem Messer durchschnitten, so dass das Blut herumspritzte. Es lässt sich leicht denken, dass jeder Deutsche über die Behandlung durch den Polen vor Wut innerlich kochte, und so kam es dann auch wirklich zu einer großen Schlägerei. Die Polen wurden von uns restlos aus dem fahrenden Zug geworfen. Ich sehe noch heute, wie sich der eine Pole zur Wehr setzte. Er war ein überaus großer, starker Mann von ca. 30 Jahren. Zwei Mann von uns hatten ihn gefasst, um ihn hinauszubefördern, konnten es aber nicht schaffen. Plötzlich bekam er von einer Seite einen Kinnhaken und kippte rücklings hinaus. Er war der Letzte von den Zehn, die in unseren Wagen gekommen waren.

Die polnischen Mädchen sprangen schon vor Angst alleine aus dem Zug. Ich glaube aber nicht, dass einem etwas Ernstliches geschehen ist, dafür war das Tempo des Zuges zu langsam. Jetzt dachten wir, was wird passieren, wenn der Zug auf der nächsten Station anhält? Ganz wohl war uns dabei natürlich nicht. Als die Schlägerei stattfand, fuhren wir gerade über die Oderbrücke. Einige von unseren Leuten wollten wissen, dass einige Polen direkt in die Oder gestürzt wären; dies will ich nicht behaupten, doch ist es immerhin möglich. Kurz danach hielt der Zug und es hieß: „Alles aussteigen!“ Wir waren am vorläufigen Endziel, Scheune¹² bei Stettin, angelangt. Unsere Schlägerei war von dem polnischen Zugpersonal gar nicht bemerkt worden und dies war unser Glück. Zwar kamen einige Polen mit verbundenen Köpfen, um nach uns zu suchen, doch unter tausend Menschen ist es nicht so leicht, einzelne herauszufinden. Außerdem war das Verhältnis zwischen Polen und Russen nicht immer sehr freundlich und hier war ein rein russischer Machtbereich, wo die Polen wenig zu sagen hatten. Auf diese Weise sind wir gut davongekommen.

An diesem Beispiel kann man sehen, dass nicht alle Russen mit dem Verhalten der Polen einverstanden waren. So stand ganz in meiner Nähe ein baumlanger russischer Offizier und fragte einen 15- bis 16-jährigen Polenjungen, was er hier wolle und von wo er käme. Der Junge antwortete, er wäre aus Warschau und wolle bei den

¹² Ein Stadtteil Stettins, heutiger Name: Gumieńce.

Germanski „grapsch, grapsch“ machen. Darauf erhielt er von dem russischen Offizier eine gewaltige Ohrfeige, so dass er mindestens 5 Meter weiter in den Straßengraben rollte. Ich selbst habe die Antwort des Jungen nicht verstanden, mir genügte aber die sehr deutliche Zeichensprache. Es waren auch noch andere in der Nähe, die diesen Vorfall sahen und alles verstanden hatten. Jedoch der überwiegend größere Teil der Russen hat die Plünderungen gutgeheißen und ist den Polen mit schlechtem Beispiel sogar noch bedeutend rigorosier vorangegangen, obwohl es ihnen vielleicht untersagt gewesen ist.

Einen Tag und eine Nacht mussten wir in Scheune bleiben. Am Tage waren wir draußen, was bei dem sommerlich warmen Wetter Mitte August recht angenehm war. Zur Nacht fanden unsere Frauen ein Zimmer in einem Hause, das sogar fest verriegelt werden konnte. Dies war besonders wichtig, denn hier in Scheune waren Vergewaltigungen besonders an der Tagesordnung. Dann ging es weiter in Richtung Berlin, diesmal nicht im Viehwagen, sondern mit einem Personenzug. Jetzt fuhr auch deutsches Zugpersonal, jedoch unter russischem Kommando.

Ich hatte schon erwähnt, dass von Stolp aus ein katholischer Geistlicher mit evakuierten Kindern aus dem Westen mitfuhr. Diesen haben sie von Scheune aus nicht mehr weiter mitfahren lassen. Wir waren knapp 300 Meter gefahren, da sahen wir ihn an der Strecke beim Kartoffelausmachen. Wahrscheinlich ein besonderer Vorzug für einen Priester!

Über die weitere Fahrt nach Berlin ist wenig zu sagen. Es ging alles planmäßig und wir sind nicht weiter behelligt worden. Es war ja auch zum Plündern kaum noch etwas vorhanden. Nur als wir am späten Abend in Berlin auf dem Stettiner Bahnhof ankamen, erwischte ein russischer Soldat einen Koffer von mir, in den meine Frau noch etwas hineingelegt hatte, was bei der Plünderung im Zug liegen geblieben war.

Die erste Nacht mussten wir in dem völlig zerstörten Bahnhofsgebäude zubringen. Am nächsten Tag erhielten wir eine Unterkunft in einem Massenquartier, ungefähr 15 Minuten vom Stettiner Bahnhof entfernt. Für uns sieben Personen bekamen wir drei Pritschen zugewiesen. Es fehlten zwar Fenster und Türen, trotzdem waren wir froh wenigstens ein einigermaßen wasserdichtes Dach über dem Kopf zu haben. Wegen unserer Kranken, Schwester Gretl B. und Tante Lotti, erhielten wir die Erlaubnis, 14 Tage in Berlin zu bleiben. Wir bekamen aber von keinem Amt Lebensmittelkarten, obwohl meine Frau und ich alles versuchten. Das einzige Essen, das wir am Tage bekamen, bestand aus einem Teller Kartoffelsuppe von alten halbverfaulten Kartoffelschalen. Wir mussten dafür stundenlang am Stettiner Bahnhof anstehen.

Christel: *„Trotz des heftigen Hungers fiel es mir schwer, die „Kartoffelsuppe“ zu essen. Aber der Hunger tat weh!“*

An einem Tag lief ich über Schuttberge, immer in der Hoffnung, etwas Essbares zu finden. Welch ein Glück, als mir ein bekannter Junge aus dem Lager ein Knäckebrot schenkte!

In einem Säckchen hatte meine Frau noch etwas Roggenmehl, das weder Russen noch Polen beachtet hatten und so konnte sie uns noch jeden zweiten Tag eine Mehlsuppe zubereiten. Dieses hatte aber eine besondere Schwierigkeit wegen des Brennmaterials. Man musste versuchen, in den Ruinen etwas Holz zu besorgen. Dabei durfte man sich aber nicht überraschen lassen, sonst konnte es passieren, dass man als Plünderer an die Wand gestellt wurde. In Berlin war zu dieser Zeit einfach alles möglich! Nun, es ist für uns alles gut gegangen.

Für uns war jetzt das Wichtigste, die an Gelenkrheuma erkrankte Tante Lotti in ein Krankenhaus zu bringen. Aber nirgends wollte man sie aufnehmen, waren doch die noch vorhandenen Krankenhäuser alle überfüllt. Zwar hatten wir auch in Berlin einige Bekannte. So war z. B. eine Frau aus Berlin bei uns evakuiert gewesen, mit der wir uns immer gut verstanden hatten. Wir fanden nun zwar das Haus in dem sie ihre Wohnung hatte – es war auch nicht zerstört – doch die Frau fanden wir nicht. Auch von anderen Bekannten war niemand anzutreffen. Es wurde deshalb höchste Zeit Berlin wieder zu verlassen, denn hier musste man buchstäblich verhungern.

Den größten Hunger hatten die damals noch kleinen Mädels.

Evi: *„Ich kann mich an Berlin erinnern, dass wir dort schwer gehungert haben. Ich ging einmal mit Tante Heta in die Stadt, und wir kamen zufällig an einer Art von Markt vorbei. An einem der Tische wurden Mohrrüben verkauft an Leute, die dort heimisch waren. Plötzlich fiel eine Möhre vom Tisch herunter und rollte auf die Straße. Ich habe die Möhre aufgehoben. Dass die Anbieter mich nicht erschlagen haben, das war alles. Ich musste die Mohrrübe wieder zurückgeben.“*

Helga: *„Von den Erwachsenen wurde uns gesagt, wir Kinder sollten uns nur ganz wenig bewegen, damit wir nicht so großen Hunger bekamen.“*

Nun erinnerte ich mich eines Tages an einen bekannten Kaufmann, der in Berlin-Schmargendorf eine Gastwirtschaft hatte. Die nähere Anschrift wusste ich nicht. Es war zu jener Zeit an verschiedenen Stellen schon wieder die Untergrundbahn in Betrieb genommen. Also fuhr ich damit nach Schmargendorf, um den Bekannten aufzusuchen. Schon die zweite Person, bei der ich mich nach ihm erkundigte, konnte mir die gewünschte Auskunft geben. Er war zu Hause – sein Haus war nicht von Bomben zerstört und auch sein Lebensmittelgeschäft und die Gastwirtschaft waren in Betrieb. Hier konnte ich mich zuerst einmal mit einem guten Mittagessen stärken und was sonst zu einem Wiedersehen gehört. Er wohnte unweit des großen Gertrudenkrankenhauses Berlin-Wilmersdorf und war dort als alter Berliner Kaufmann gut bekannt. So war es für ihn nicht schwierig, unsere Kranke dort unterzubringen. Ich weiß nicht, was wir sonst hätten unternehmen können! Die Kranke weiter mitzunehmen, war nicht möglich und länger in Berlin konnten wir schon wegen der Lebensmittelfrage nicht bleiben. Vier Monate hat sie in diesem Krankenhaus zugebracht – in dieser Zeit der beste Aufenthaltsort, den man sich wünschen konnte.

Um dieselbe Zeit kam auch unser Heimatpfarrer vom Weißen Meer zurück und wurde im Gertrudenkrankenhaus elend und entkräftet als Patient aufgenommen. Tante Lotti war die erste Lichtenauerin, die er nach seiner Rückkehr begrüßen konnte.

Jetzt wollte mein Bekannter auch noch versuchen, meine schwer lungenkranke Schwester in einem Sanatorium unterzubringen. Es wäre ihm vielleicht auch gelungen, doch sie wollte sich nicht mehr von ihren Kindern trennen. Es war ihr schon längst zur Gewissheit geworden, dass es für sie keine Hilfe mehr gab und sie doch bald sterben müsse. Ein halbes Jahr ohne Milch und Butter bei ihrer kranken Lunge und Galle hatten sie fast zu einem Skelett abmagern lassen.

In diesen Tagen kamen viele Frauen und Mädchen aus Russland zurück, die wegen Krankheit entlassen worden waren – alle mit kahl geschorenen Köpfen und furchtbar elend. Fürwahr ein grausiger Anblick!